

~~2. K. 775 no.~~
Nekr W 0031



Zur Erinnerung

an

OTTO WERDMÜLLER

geb. 10-4-1878

Bezirksarzt in Uster.

Ein Lebensbild, gezeichnet von seinem Freunde

✓
Dr. W. MEYER.



ZÜRICH.

Druck von Ulrich & Co. im Berichthaus.

1886.

Otto Werdmüller, Bezirksarzt in Uster.

Das nachstehende Lebensbild eines verdienten, in Glück und Unglück bewährten Mannes ist theils seinen eigenen Aufzeichnungen entlehnt, theils aus langjährigen freundschaftlichen Beziehungen zum Verfasser hervorgegangen.

Johann Georg Otto Werdmüller, geb. 10. April 1818, entstammte einem uralten Geschlechte der Stadt Zürich und zählte unter seinen Ahnen sehr bedeutende Persönlichkeiten. Ein «Edler von Opfikon» hatte zur Strafe für seine Theilnahme an der Zürcher Mordnacht seinen Adelstitel eingebüsst und nannte sich als Besitzer der «Mühle am Werd» fortan Werdmüller. Dieser Name spielt in folgenden Jahrhunderten wiederholt eine grosse Rolle in Zürich's Geschichte, und wenn auch das, durch Generalmajor Felix Werdmüller um's Jahr 1715 gestiftete Fideikommiss, bestehend aus dem Schlossgut Elgg, für den innern Zusammenhang der Familie von grösserer Bedeutung sein mochte als der glänzende Stammbaum, so zeigten doch noch viele spätere Mitglieder derselben etwas von ritterlicher Thatkraft, lebhafter Phantasie und idealem Gedankenflug.

Unser W. erblickte das Licht der Welt in Tägerweilen, Kt. Thurgau, wo sein Vater Pfarrer war. Schon in der ersten Kindheit zeigte sich der Knabe sehr aufgeweckt und wollte ihm das Stillsitzen bei dem vom Vater

ertheilten Elementarunterricht wenig behagen. Eine Abwechslung in das idyllisch einfache Familienleben brachte eine Reise nach Zürich, wo die Mutter ihr blondgelocktes fünfjähriges Söhnchen den Verwandten vorstellte, und nach Baden, wo erstere eine Kur gebrauchen wollte. Im Pfarrhaus zu Veltheim wurde die erste Nachtruhe gehalten und schon bei diesem Anlass fand der kleine W., dass unter den vier Töchterchen des Herrn Pfarrer Ziegler Elise die schönsten Augen habe. Noch besser hat, wie wir später sehen werden, ihr edler Charakter auf ihn eingewirkt und ihn aus den brausenden Wogen des Studentenlebens in den friedlichen Port eines musterhaften Ehestandes geleitet.

Eine Anregung anderer Art brachte jener Besuch der Vaterstadt in dem Hause des Grossvaters Esslinger. Die Freude, die dessen Geflügelzucht dem kleinen Knaben gewährte, entwickelte sich später zur eifrigen Liebhaberei, die neben den Lasten des Berufslebens zur angenehmsten Zerstreung diente. Aber auch das Landleben war geeignet, die Geistes- und Körperkräfte zu wecken, zumal in jener Zeit die Landwirthschaft eine wichtige Nebenbeschäftigung der Geistlichen war und ein mehr oder weniger feines Reitpferd ihre pastoralen Reisen zu erleichtern pflegte.

Im Jahr 1824 siedelte die Familie Werdmüller nach Niederweningen über, wo der kleine Otto unter den noch sehr uncivilisirten Dorfknaben bald eine ebenso dominirende Stellung einnahm, wie sein Vater gegenüber der ganzen Gemeinde. Neben dem Unterricht in den gewöhnlichen Schulfächern war die unmittelbare Anschauung der Natur ein mächtiges Erziehungsmittel, das vermuthlich zur spätern Wahl des ärztlichen Berufes wesentlich mitgewirkt hat.

Als Otto 10 Jahre alt war, nahm ihn ein Freund seines schwer erkrankten Vaters, Pfarrer H. in M., für einige Monate mit sich nach Hause. Hier hörte nun die Gemüthlichkeit auf, indem das rohe Benehmen dieses Herrn gegen seine eigenen Kinder und die daraus resultirende Verschlagenheit der letzteren unsern von Haus aus guten und aufrichtigen W. fast zur Verzweiflung brachten.

Eine sehr erfreuliche Abwechslung bot daher der Besuch eines Jugendfestes, des sogenannten «Ruthenzuges» in Brugg, bei welcher Gelegenheit mit Theodor Widmer, dem Pfarrerssohne von Bussnang, eine durch das ganze Leben fortbestehende, intime Freundschaft geschlossen wurde.

Das Jahr 1829 machte der idyllischen Kindheit ein definitives Ende und brachte unsern Freund an den Ort seiner spätern langjährigen Wirksamkeit als Arzt, an den Ort, wo er den grössten und besten Theil seines Lebens zubringen sollte. Da nämlich im Pfarrhause Niederweningen die Kinderzahl inzwischen auf vier angewachsen war und bedeutende ökonomische Schwierigkeiten sich einstellten, so konnte dem energischen Pfarrer Werdmüller eine Versetzung in die grosse und schöne Gemeinde Uster nur willkommen sein, wie hoch auch die Ansprüche waren, die sie an seine Thatkraft und Charakterfestigkeit stellen mochte.

Wenn Osenbrüggen in seinen Wanderstudien die Schweiz mit Recht das Land der Gegensätze nennt, so möchten wir diese Bezeichnung ganz speziell auf die Gemeinde Uster anwenden. In der That fanden sich daselbst namentlich während der letzten 60 Jahre die extremsten Formen des religiösen, politischen und sozialen Lebens vertreten, und haben die Gesicke des Kantons

Zürich mehr als ein Mal von Uster aus eine tiefgreifende Wendung erfahren. Solchen Verhältnissen gegenüber konnte das leicht erregbare Gemüth unseres W. nicht gleichgültig bleiben; wir werden aber später sehen, dass noch ganz andere Dinge an ihm des Dichters Wort zur Wahrheit machten:

Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.

Schon die vermehrten Pastoralgeschäfte gestatteten dem Vater nicht mehr, den Unterricht des nun 11 Jahre alten Knaben persönlich weiter zu führen; derselbe musste also eine ordentliche Schule besuchen, wie sehr auch sein jugendlicher Freiheitsdrang sich dagegen auflehnen mochte. An dem Festmahle, womit der Pfarr-einsatz in Uster besiegelt wurde, empfahl Pfarrer Ziegler aus Veltheim seinem Freunde Werdmüller die Schule in Winterthur für den jungen Otto, der zugleich bei dem Schulherrn R. freundliche Aufnahme in Wohnung und Kost finden würde. Dadurch blieb wenigstens die Gefahr der Verhätchelung durch Grossmama Esslinger ausgeschlossen. Wenige Wochen später musste der angehende Schüler das schöne Uster, das liebe Elternhaus und die damals schwer kranke Mutter verlassen und vom Vater begleitet zu Fuss nach Winterthur marschiren. Doch brachte man die erste Nacht in Veltheim zu, wo die Freundschaft mit den Pfarrerstöchern zunächst neue Nahrung fand. In Winterthur selbst ging die Aufnahmsprüfung durch Rektor Troll glücklich vorüber, aber der ungewohnte Schulzwang dämpfte die Illusionen in Betreff rascher Fortschritte gewaltig ab, und die ältern und stärkern Mitschüler machten sich ein Vergnügen daraus, den Neuling in jeder Weise zu necken und selbst zu misshandeln, wogegen er auch bei dem Kostherrn R.

keinen Schutz fand. Im Gegentheil äusserte sich dessen pädagogische Weisheit einzig durch Strenge und Prügel, wodurch mancher Schüler veranlasst wurde, den Verdacht eines Fehlers abzuläugnen und auf andere zu wälzen. Doch rühmt sich W. schon im Laufe des ersten Schuljahres nicht nur in literis, sondern auch in der Autorität gegenüber seinen Mitschülern, Fortschritte gemacht zu haben. So erhielt er, als die Schüler ihre Rangordnung im Examen durch Stimmenmehrheit unter sich ausmachen durften, die sechste Stelle.

Wenn durch das unpassende Benehmen der Schüler und Lehrer bald Unmuth, bald Uebermuth sich des jungen W. bemächtigte, und selbst die Freundinnen Ziegler ihn im damaligen Alter nicht zärter zu stimmen vermochten, so wirkte dagegen der Religionsunterricht, den er privatim bei dem nun in Winterthur wohnenden Pfarrer Ziegler genoss, veredelnd auf seinen Charakter ein. «Es war dies für mich der erste, und ich darf sagen der einzige regelmässige, und ächt christliche Religionsunterricht.»

In dem Revolutionsjahre 1830 konnte auch die Schuljugend sich politischer Parteikämpfe nicht enthalten und brauchte W. seine ganze Energie, um seinen angeborenen aristokratischen Standpunkt gegenüber den radikalen Winterthurern geltend zu machen, wozu er übrigens von den Eltern lebhaft aufgemuntert wurde.

Die unerquicklichen Verhältnisse, die den Grundton des Aufenthaltes in Winterthur bildeten, fanden endlich im Frühjahr 1832 den erwünschten Abschluss durch Uebersiedlung nach Zürich. Der neue Kostgeber und Lehrer Felix Kaspar Weiss «war ein sehr geistreicher feiner Mann; gewöhnlich ernst und gravitatisch, floss er jungen Leuten gewaltigen Respekt ein, obwohl er ein ganz kleines Männchen war. Alle seine Worte und Handlungen waren

tief überlegt, und darnach war auch sein Benehmen gegen seine Zöglinge zwar freundlich, aber doch immer gemessen und würdevoll. Nie sah ich ihn zornig oder wild wie R.; seine ernstesten Ermahnungen auf seinem Zimmer waren uns Strafe genug.» — Noch bestand das alte Carolinum, dessen Lehrer sich theilweise überlebt hatten, und den von Winterthur kommenden Schülern von vorneherein nicht hold waren. W. konnte daher dieser Schule zunächst keinen Geschmack abgewinnen, wogegen ihm das häusliche Leben den grossen Vortheil brachte, von der exakten Frau Pfarrer Weiss an Ordnung und Reinlichkeit gewöhnt zu werden.

Im Jahre 1833 wurde das Gymnasium mit frischen Lehrkräften eröffnet und es entspann sich zwischen W. und seinen Mitschülern Kitt, Fries, Hirzel, Finsler, F. Bürkli, ein edler Wettstreit wissenschaftlichen Strebens. In mehr gemüthlicher Richtung schloss W. damals einen innigen Freundschaftsbund mit einem Mitschüler, dessen Name hier verschwiegen bleiben soll, da derselbe sich später in wildem Sinnesgenusse ruinirte und sein Reichthum noch der hinterlassenen Familie zum Fluche wurde. «Ich musste mich ganz von ihm lossagen, und das war die erste Täuschung, die mein für edle Freundschaft stets warm schlagendes Herz erfahren musste.»

In Folge geistiger Ueberanstrengung wurde auch das körperliche Befinden unseres W. geschädigt und musste er zur Erholung ein ganzes Vierteljahr lang die Schule aussetzen. Da war dann freilich für den zur Schwärmerei geneigten Jüngling das Romanlesen nicht gerade die passendste Beschäftigung, und er sah selbst die Nothwendigkeit des Schulbesuchs und regelrechter Arbeit ein, wodurch ihm der Uebertritt an's obere Gymnasium im Frühjahr 1835 ermöglicht wurde. Unter

den damaligen Lehrern imponirte einzig der strenge Fäsi, während Raabe, Winkelmann, Ettmüller sich bei W. ebensowenig in Gunst zu setzen wussten als er bei ihnen.

In dieser Zeit wurde einerseits die Freundschaft mit Theodor Widmer (später Pfarrer im Thurgau) weiter gepflegt, anderseits aber ein ziemlich leichtsinniges Studentenleben geführt, wie es 12 Jahre später unter demselben Fäsi den Gymnasiasten nicht gestattet war; aber auch W. durfte hierin nur so weit gehen, als sein sehr bescheidenes Taschengeld reichte.

Wenn bis dahin von der künftigen Lebensstellung die Rede gewesen war, so galt die Wahl des geistlichen Berufes als selbstverständlich; trotzdem genoss W., wie wir früher sahen, so zu sagen nie einen ordentlichen Religionsunterricht. Bei Anlass der Konfirmation wäre nun ein solcher hauptsächlich nöthig gewesen — «und ich glaube wäre mir jetzt dieser zu Theil geworden, so wäre ich nunmehr nicht ein geplagter, abgehetzter Landarzt, sondern sässe mit rundem Bäuchlein auf einer gemüthlichen Landpfarre».

Seinen Konfirmationslehrer Salomon Hess nennt W. einen lebenswürdigen, gemüthlichen Mann, fühlte sich aber durch dessen entschiedenen Rationalismus durchaus nicht befriedigt.

Wenn es also an geistigen und gemüthlichen Anziehungspunkten zum theologischen Studium gänzlich fehlte, so genügte der frühzeitige Eintritt in den Zofingerverein und die damit verbundenen Zerstreungen vollends, um in dem mit edlen Charakterzügen begabten Jüngling ein Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst wachzurufen.

Dazu kam noch, dass ein Student der Theologie, der in zudringlichster Weise um die Freundschaft der

ganzen Familie W. gebuhlt hatte, sich nachträglich derselben höchst unwürdig zeigte und durch seine Charakterlosigkeit auch den geistlichen Stand als solchen entehrte.

Das für alles Schöne empfängliche Gemüth unsers Freundes fand nun neue Nahrung im Genuss der Natur, auf deren Schönheiten er schon als kleiner Knabe durch den Vater hingewiesen worden war und wozu später verschiedene Reisen in die Gebirgswelt weitem Anlass boten. Diese verschiedenartigen Momente reiften endlich in W. den Entschluss zum Studium der Medizin.

Im Frühjahr 1838 an der Universität Zürich immatrikulirt, hatte W. wiederum die Alternative zwischen flotten Studentenleben und ernster Arbeit vor sich. Der Trieb zu froher Geselligkeit wurde in dem Freundeskreis «Falkonia» befriedigt, wo es sehr laut herzugehen pflegte und auf manchen Abend ein katzenjämmerlicher Tag folgen mochte. — Eine passende Abwechslung waren dann die botanischen Exkursionen mit Professor Heer, und in der Anatomie zeigte sich W. so fleissig und geschickt, dass Professor Arnold seine Präparate der anatomischen Sammlung einverleibte.

Neben der Einsicht, dass eben nur ordentliche Arbeit dem Leben einen Werth verleiht, musste auch die nothwendige Rücksicht auf die nicht eben reichlichen Geldmittel ihr Recht behaupten und diese Faktoren wurden noch mächtig unterstützt durch die alles überwindende Liebe, die sich zwischen W. und der oben erwähnten Elise Ziegler immer weiter entwickelte, wenn es auch dem erstern durchaus nicht an Gelegenheit zu anderweitigen, ebenso ehrenwerthen Damenbekanntschaften fehlte.

Verschiedene Assistentenstellen zeugten von der Anerkennung, die W. bei seinen Lehrern fand und halfen ihm auch aus den sonst unvermeidlichen Finanznöthen.

Ein Gegenstand höchster Erregung für jugendliche und schwärmerische Gemüther war der sogenannte Septemberputsch des Jahres 1839 in Zürich. W. betheiligte sich dabei in soweit, als er mit seinen Commilitonen um den Fortbestand der Hochschule besorgt war. Die Studentenschaft bot daher insgesamt dem Regierungsrathe ihre Dienste an und stand, durch einen vorangegangenen Commers zu jedem Thun entflammt, am 6. September, Morgens 6 Uhr schon auf dem Stadthausplatz bereit: «ihr gutes Blut für Recht, Freiheit, Wissenschaft einzusetzen gegenüber dem frechen Angriff eines von Wahn und Fanatismus befangenen Pöbels.»

Sei es nun, dass die Regierung ihre schon früher getroffenen militärischen Maassnahmen für ausreichend hielt, oder dass sie im Drange der Umstände die Opferwilligkeit der akademischen Jugend vergass — genug, die letztere musste warten, bis die Kämpfe auf dem Münsterhof und Paradeplatz vorbei waren. Dann kam aus dem Stadthause, vermuthlich vom Stadtpräsidenten Oberst Ziegler, der Bericht: «Die Herren Studenten kriegen keine Waffen, sie möchten nur ganz ruhig sein, die Zeughäuser würden von der Bürgerschaft bewacht». — Man hat viel darüber gestritten, ob jene Ereignisse mehr in das politische oder mehr in das religiöse Gebiet zu rechnen seien, die heftige Erregung der Gemüther erschwerte den Entscheid in dieser Frage. Auch in den Familien, mit denen W. damals am meisten verkehrte, waren die Extreme beider Parteien repräsentirt und wurden daher die Tagesfragen leidenschaftlich besprochen. Er selbst erlangte wiederum in der Winterthurer Pfarrfamilie die nöthige Gemüthsruhe, nur mochten diesmal nicht die einnehmenden Blicke der heissgeliebten Elise, sondern

eher das freundlich-ernste Wort ihres Vaters die Hauptwirkung üben. Für politische Streitigkeiten erwärmte sich W. fortan nicht mehr, und in religiösen Fragen schwenkte er mit der Zeit entschieden nach rechts, wie wir später noch sehen werden.

Der Einsicht, dass die Studienjahre doch eigentlich mehr der Vorbereitung zum spätern Lebensberuf als zügellosen Zerstreuungen dienen sollen, kam im Herbst 1840 die Abreise einiger Freunde zu Hülfe. Dabei musste aber die Falkonia ein würdiges Ende finden. Eines ihrer flottesten Mitglieder, der Jurist Altwegg aus Bottighofen, Thurgau, wurde mit grösstem Gepränge in seine Heimat begleitet: «Sechs Vorreiter, dann Altwegg allein im Vierspänner, dann mehrere Zweispänner, ich, als bisheriger Senior, hoch zu Ross, im altdeutschen Schnürrock, die flotte Cerevismütze auf dem Kopf, den blanken Schläger in der Rechten».

In Bassersdorf wurde der erste, in Winterthur der zweite Halt gemacht, wo W. noch Zeit und Fassung fand, seine Liebste zu besuchen. Dann ging der Zug weiter bis Bottighofen und wurde daselbst von Altwegg's Vater beherbergt, der die Gesellschaft am folgenden Tage noch in Konstanz bewirthete. Auch die Rückreise erfolgte in sehr animirter Stimmung, durch die Stadt Winterthur in sausendem Galopp. — «Mit dem neuen Semester zog ich den Philister an.»

Es folgten nun im Laufe eines weitem Jahres die verschiedenen Akte der Staatsprüfung, die in glänzender Weise absolvirt wurden und am 1. Dezember 1841 ihren Abschluss fanden. Durch das Entgegenkommen der Familie Ziegler und des eigenen Vaters bekam W. um dieselbe Zeit die Gelegenheit, seine unwandelbare Liebe ein-

zugestehen, und verlobte sich förmlich mit seiner künftigen Lebensgefährtin schon acht Tage nach dem Schlussexamen.

Noch wollte er aber zu seiner weitem Ausbildung für einige Monate das Ausland bereisen und zwar in Gesellschaft seines langjährigen Freundes Oberholzer aus dem Toggenburg. Nach einem glänzenden Verlobungs- und Abschiedsmahle in Winterthur reiste W. mit der Post bei grimmiger Kälte am 3. Januar 1842 nach Konstanz, um am folgenden Tage mit Oberholzer zusammenzutreffen. Allein ein furchtbarer Sturm verhinderte den Abgang des Dampfschiffes, und erst am 5. Abends fanden sich die beiden Freunde. Die lange nächtliche Fahrt bis Augsburg liess keine Freude aufkommen, von Augsburg bis München brachte wenigstens die Eisenbahn, eine unsern Reisenden ganz neue Einrichtung, etwas mehr Bequemlichkeit als der kalte und enge Postwagen. Einige Wochen wurden nun den Kunstschatzen Münchens gewidmet, wogegen die Heilanstalten nur wenig Anregung boten. Einzig durch den genialen Stromeyer fühlte sich W. befriedigt und eignete sich dessen neuerfundene Methode der Schieloperation und des Sehnenschnittes an.

Am 25. Januar reisten die Freunde mit Extrapostschlitten von München ab, fanden in einer Försterei bei fröhlicher Jagdgesellschaft Nachtquartier, und gelangten am folgenden Abend nach Salzburg. — Post, Pferdeeisenbahn und Retourkutsche brachten sie weiter über Linz nach Wien, «freilich in schlechter Gesellschaft von Juden und anderm Gesindel nach mehrmaligem Uebernachten in schmierigen Gasthöfen». Im «blauen Bock», einer berühmten Diebsherberge der Vorstadt Mariahilf, setzte der Kutscher bei dunkler Nacht die Reisenden ab, anstatt sie verabredetermaassen in die innere Stadt zu führen.

Nach diesen Widerwärtigkeiten drang W. auf sorgfältige Auswahl einer bleibenden Wohnung, die denn auch bei einer sehr vornehmen Dame, Namens Alberti, gefunden wurde. Hier that der Name: «Herr von Werdmüller, Freiherr von Elgg», auch etwas zur Sache, namentlich unter Berufung auf die im k. k. Reichsarchiv befindlichen Adelsbriefe, womit verschiedene Vorfahren der Werdmüller'schen Familie beehrt worden waren.

Die Freude an den neuen Verhältnissen und an der schönen Kaiserstadt überhaupt wurde bald gestört durch Oberholzers Erkrankung, der nach dreiwöchentlichem Aufenthalt im Spital dem Typhus erlag. Auch W. fühlte sich in dieser Zeit unwohl und empfand den Verlust seines Freundes als den schwersten Schlag, der ihn bis dahin in seinem Leben getroffen hatte. Die edle Frau von Alberti und ihr Schwager, der kaiserliche Kammerherr Graf von Wilkenburg, thaten ihr möglichstes zu seiner Erholung und Aufheiterung. Als bald darauf ein Kind des Grafen am Croup erkrankte, wurde W. an sein Bett geholt, reichte ihm sofort ein Brechmittel und hatte die Freude, es am andern Morgen wieder ausser Gefahr zu sehen. Dadurch stieg er erst recht in der Gunst des vornehmen Herrn, der ihn in die feinsten Gesellschaftskreise einführte und ihm alle möglichen Vergnügungen zu Theil werden liess. Uebrigens war diese Bekanntschaft für W. ein lehrreiches Beispiel von dem Unterschiede zwischen äusserm Glanz und wahren Glücke. Frau von Alberti, die Tochter eines französischen Marquis (de Tournelle), war unglücklich verheirathet gewesen und ökonomisch heruntergekommen; der Graf Wilkenburg verlor seinen Reichthum ebenfalls, lebte in zweiter Ehe unglücklich und fiel im Strassenkampfe der Revolution vom

Jahre 1848. Auch seine Tochter wurde nur mit den Schattenseiten des Salonlebens vertraut und starb früh.

Von den medizinischen Celebritäten Wiens lernte W. hauptsächlich den Chirurgen Wattmann und seinen Assistenten Dumreicher, den innern Kliniker Skoda und den pathologischen Anatomen Rokitansky kennen; besonders aber suchte er sich bei Friedrich von Jäger und Anton von Rosas in der Augenheilkunde auszubilden. So kam der Frühling heran und mit ihm die Sehnsucht nach der Braut und nach der Heimat.

Am 1. Mai trat W. die Rückreise an, wobei er jedoch seine in Dresden weilende Schwester noch besuchen wollte. Die Eisenbahn reichte nur erst bis Stockerau, von da durch Mähren und Böhmen nach Prag und noch weiter bis Leitmeritz musste die Fahrt im Stellwagen gemacht werden, worüber nur bis Prag zwei Tage und eine Nacht vergingen. In Leitmeritz wurde das Elbdampfbboot bestiegen, das unsern Reisenden bei herrlichstem Wetter nach Dresden brachte. Nach mehrtägigem Aufenthalt daselbst ging er über Gotha, Frankfurt, Mainz nach Heidelberg, dann über Strassburg und Basel — nicht nach Uster, sondern nach Bassersdorf, wo sich die Braut mit ihren Eltern zur Begrüssung eingefunden hatte.

Damit fand die schöne Studienzeit ihren Abschluss und schon am folgenden Tage begannen in Uster die Vorbereitungen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Einem Mediziner, der seine Examina regelrecht oder sogar glänzend absolvirt hat, bietet sich die Auswahl zwischen Stadtpraxis, Landpraxis, Spezialität und Lehramt. W. hatte durch seine anatomischen Arbeiten bei Arnold und Henle, und in verschiedenen Operationskursen sich eine technische Fertigkeit erworben, die ihn nach Aussage des Augenarztes Jäger in Wien zu einem tüchtigen

Operateur qualifizierte. Der glänzende Erfolg des Examens bewies sein umfangreiches Wissen in allen theoretischen Fächern, bei den Professoren in Zürich war er sehr gut angeschrieben und erhielt manche Aufmunterung zur akademischen Laufbahn. Auch hatte er schon in den ersten Studienjahren den Kindern seines Oheims Privatunterricht erteilt und insoweit war ihm das Dociren nicht ganz fremd.

Anderseits hatten sowohl W. als seine Braut die erste Jugendzeit auf dem Lande zugebracht und fanden vielleicht die städtischen Umgangsformen etwas beengend.

In Uster dagegen hoffte nicht allein die Pfarrfamilie ihren Sohn nebst Gattin für immer bei sich zu sehen, sondern auch das Publikum spekulierte auf einen tüchtigen jüngern Arzt, der seine 5 ältern Kollegen an Geschicklichkeit übertreffen sollte, versteht sich ohne dafür grössere Ansprüche zu erheben. So wurde denn der Entschluss gefasst, diesen Versuch zu wagen.

Die Beschaffung einer eigenen Apotheke sammt Instrumentarium brachte noch viele Sorge, Mühe und Verdruss; auch die Empfehlungsvisiten mit der Braut mussten vor Beginn der Praxis abgethan werden.

Endlich am 12. Juni 1842 « begann ich getrost und froher Erwartungen voll meine ärztliche Praxis ».

Wenn ein junger Arzt sich auf dem Lande niederlässt, so pflegt ihm sofort eine zahlreiche Kundschaft zuzuströmen; man erwartet, dass derselbe von der Hochschule weg eine Menge frischer Kenntnisse und Fertigkeiten mitbringt, die den alten abgehen, man setzt bei jenem einen grossen Eifer voraus, wogegen seine Vorgänger schon « etwas bequem » geworden sind (eine natürliche Folge der Enttäuschungen, die ihnen im Laufe der Jahre zu Theil wurden) — man kann oder will die bisherigen Aerzte

nicht bezahlen und hofft bei dem Neuling Kredit auf unbestimmte Zeit zu finden.

Das erste dieser Motive war mit Bezug auf W. vollkommen gerechtfertigt. Mit glücklicher Behandlung verschiedener Augenkrankheiten, die zum Theil sehr feine und damals neue Operationen erforderten, wurde sein Name in weiten Kreisen bekannt und geehrt. Aber gleichzeitig erwachte gegen ihn unter einigen ältern Kollegen ein kleinlicher Neid und Hass, der sowohl durch öffentliche Schmähungen als durch geheime Intriguen der schändlichsten Art die Rohheit seiner Gegner bewies. W. musste sogar Anstalten für seine persönliche Sicherheit treffen, suchte jedoch seine Superiorität auf dem Gebiete der Praxis einzig durch treue Pflichterfüllung zu behaupten, und gewann bald an Bezirksarzt Billeter in Greifensee einen Freund, der ihm fast 10 Jahre lang mit Rath und That zur Seite stand.

Noch fehlte die eigene Haushaltung. Die blühende Braut erkrankte gerade zu der Zeit, wo die Erträgnisse der Praxis das finanzielle Gleichgewicht hergestellt hatten, und es trat eine neue Geduldsprüfung für die Liebenden ein.

Erst am 7. März 1843 konnte Hochzeit gehalten werden, kurz nachdem der Bräutigam durch Sturz mit einem Pferde sich ernstlich verletzt hatte. In Folge dessen wurde aus der, auf wenige Tage berechneten Hochzeitsreise ein Aufenthalt von 3 Wochen in Winterthur, wo wiederholtes heftiges Nasenbluten den jungen Ehegatten an's Bett fesselte. Von da an befliss sich W. einer sehr mässigen Lebensweise, entsagte dem Trinken und Rauchen vollständig, wurde aber sozusagen sein ganzes Leben hindurch von der Neigung zu Blutungen verfolgt und vielfach in der Ausübung seines Berufes gestört.

Wenn Liebe und Genügsamkeit die Grundlage des ehelichen Glückes bilden, so konnte W. mit Freuden seinen neuen Hausstand antreten, denn in dieser Beziehung fehlte ihm nichts.

Aber die Liebe musste Vieles überwinden: schwere Krankheiten beider Ehegatten, Krankheit und Tod zweier Kinder, Anfeindungen von Kollegen und politischen Gegnern trübten oft die Freude an dem traulichen Familienleben, am mühsam errungenen Besitz und an den Idealen des ärztlichen Berufes.

Wenn es auch unserm Freunde versagt war, einen Stammhalter heranwachsen zu sehen, so erblühten ihm doch drei liebliche Töchter, wodurch er bewogen wurde ein eigenes Haus zu bauen. Wer da einkehrte, fand immer freundlichen Empfang, ungezwungene Fröhlichkeit und edlen Anstand.

Die Praxis war eine äusserst mühsame. Sie erstreckte sich mehrere Jahre lang bis in die Bezirke Hinweil, Pfäffikon und Winterthur. Dazu musste natürlich ein Pferd gehalten werden, was wieder mancherlei Verdriesslichkeiten und Gefahren mit sich brachte. Assistenten hielt W. nur bei eigener Krankheit oder nothgedrungener Abwesenheit, und einige von ihnen hatten auch nicht die mindesten Begriffe von anständiger Aufführung. Um so mehr verdient seine eigene Bereitwilligkeit, nähern und fernern Kollegen Zeit und Kraft zu opfern, rühmende Erwähnung. Neidlos anerkannte er auch die Leistungen Anderer und liess sich gerne von jüngern Fachgenossen über die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft und Kunst Auskunft ertheilen. Diese Kollegialität, die er von Billeter in Greifensee gelernt hatte, kam namentlich auch dem kühnen Chirurgen Heusser in Hombrechtikon und dem mehr auf theoretischem Boden stehenden Bezirksarzt

Diener in Esslingen zu gute. Da wurden mitunter, noch lange vor der antiseptischen Aera, äusserst schwierige Operationen mit den einfachsten Hilfsmitteln unternommen. Einem durch den Kaiserschnitt am Leben erhaltenen Kinde standen die Aerzte zu Gevatter, und gaben ihm den sinnigen Namen Cæsarea. (Schreiber dieser Zeilen sah dieselbe als erwachsenes Mädchen; gegenwärtig soll sie in einem Nachbarkanton wohnen.) In ärztlichen Bezirksesellschaften suchte W. nicht allein das wissenschaftliche Streben zu fördern, sondern namentlich auch die gesellige Unterhaltung mit der Standeswürde in Einklang zu bringen.

Einen glänzenden Beweis seiner Geschicklichkeit und Aufopferungsfähigkeit leistete W. bei einer Typhusepidemie, die im Jahr 1850 die nahe Ortschaft Riedikon heimsuchte. Es erkrankte der dritte Theil der Bevölkerung nämlich 75 Personen, grösstentheils sehr heftig, doch starben nur 2. Dann wurde aber W. selbst von der Krankheit befallen, und konnte erst nach Monaten seine Arbeit wieder aufnehmen. Als Ursache jener Epidemie stellte sich eine schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers heraus. W. drang auf Verbesserung der Brunnen und sah später seine Bemühungen von bleibendem Erfolg gekrönt.

Ebenso machte er sich verdient um Hebung des Bades Mönchaltorf. Als nach einem grossen Brande daselbst das Wirthshaus neu erstellt werden sollte, ermunterte W. die Besitzer, demselben eine Badanstalt beizufügen, liess die dortige Mineralquelle durch Professor Löwig analysiren, und erprobte sie als ein kräftiges muriatisches Eisenwasser zunächst an Leuten aus der Umgegend und an seiner eigenen Gattin. Später kamen auch Gäste aus Zürich und vom See her, namentlich Ruhebedürftige, die

sich bei guter, reichlicher Kost und gemüthlicher Unterhaltung von den Strapazen des Alltagslebens erholen wollten. Die Schattenseiten der modischen Kurorte: aufregende Vergnügungen, luxuriöse Tafelgenüsse und übermässige Preise fand man da nicht.

Im Jahr 1851 verlor W. seinen Freund Billeter durch den Tod. Der bisherige Adjunkt Diener rückte nun zum Bezirksarzt vor, und W. wurde dessen Adjunkt. 1869 starb auch Diener, worauf W. die Bezirksarztstelle erhielt. Schon als Adjunkt hatte er sich in der Cholerazeit 1867 durch seinen Amtseifer ausgezeichnet; als aber das Kriegsjahr 1870—1871 mit Internirung der französischen Truppen, Pockenepidemie und allgemeiner Impfung der Kinder und Wehrmänner seine Kräfte auf's Aeusserste in Anspruch nahm, musste er bald fühlen, dass die beste Zeit seines Lebens hinter ihm liege.

Ein schwerer Schlag war ihm der Hinschied der edlen Gattin im Mai 1864. Noch vier Jahre später widmete er ihrem Andenken folgendes Gedicht, das ihm gewissermassen die silberne Hochzeit ersetzen sollte:

1. O Theure, Selige, — einst all' mein Glück hienieden,
Nun meiner Sehnsucht Ziel und meiner Hoffnung Stern!
Du bist nach Gottes Will' schon längst von uns geschieden,
Und deine Seele lebt als Engel von uns fern!
2. Wohl trennt uns Tod und Grab; doch wahre Liebe lebet,
Nur reiner, heller stets im treuen Herzen fort. —
Und wenn in weiter Fern' jetzt deine Seele schwebet,
Einst find' ich wieder dich am sel'gen Gnadenort!
3. Es schmückt, wenn wiederkehr'n des Lenzes Blüthentage,
Die Kindesliebe dir dein einsam stilles Grab
Mit Blum' und Blütenkranz! Doch auch des Herzens Klage
Sie steigt in Sehnsuchtschmerz in deine Gruft hinab.

4. An deine stille Gruft lass' denn auch heut' mich wallen,
Im Geiste mit dir feir'n der Lieb' Erinnerungstag!
Lass' dir im Jenseits noch des Herzens Dank gefallen,
Den Gatten-Kindeslieb' dir weihst als Opfergab'.

4. So lass' im Geiste uns die Tage all' durchleben,
Die Gottes Gnad' uns gab in kurzer Pilgerzeit!
Lass' dein so freundlich Bild vor meiner Seele schweben,
Wie du gewandelt einst im Kleid der Sterblichkeit.

6. O dein so freundlich Bild! In Wahrheit und in Treue
Umschweb' es heute mich in holder Lieblichkeit,
Dass an der Mutter Bild der Kinder Herz sich freue,
Gereifet werd' ihr Geist einst für die Ewigkeit.

7. Erneuert sei uns heut' im ew'gen Seelenbunde
Was wir gelobet einst am heil'gen Traualtar!
Wie Gott uns dort vereint in heiligernster Stunde,
So bleiben ungelöst die Herzen immerdar.

8. Vereint in Treu' und Lieb' — für Zeit und Ewigkeiten!
Welch' Wiedersehen einst nach kurzem Prüfungslauf,
Wenn du, o treuer Gott, zu deiner Sel'gen Freuden
Auch einstens deinen Knecht nimmst in den Himmei auf!

In den Jahren 1869 und 1876 verheiratheten sich zwei Töchter als Pfarrfrauen nach Fischenthal und Flaach, wo der zärtliche Vater sie öfter besuchte. Daneben betrieb er gleichwohl die Praxis fort und besorgte seine Amtsgeschäfte bis 1879, wo er noch als Experte vor dem Schwurgericht in Pfäffikon auftreten musste. Bei diesem Anlass zog er sich eine heftige Erkältung zu, deren Folgen ihn wenige Monate später zum Rücktritt von der ärztlichen Praxis bestimmten.

Noch haben wir der literarischen Arbeiten zu gedenken, womit W. theils seinem wissenschaftlichen Eifer,

theils seiner Kollegialität Ausdruck gab. Wie schon erwähnt, hatte er gegen das Ende seiner Studienzeit sich mit Vorliebe der Augenheilkunde gewidmet und diese Spezialität in den ersten Jahren seiner Berufsthätigkeit mit sehr schönem Erfolg betrieben. Im Jahr 1849 gab er dann ein Compendium der Augenheilkunde in Druck, das zu jener Zeit von den Studierenden vielfach gebraucht wurde. Die zweite Auflage erlitt leider etwelche Schädigung durch den historisch-kritischen Kommentar eines Kollegen, dem es zwar nicht an Witz, aber hie und da an Takt fehlte. Wenige Jahre später gab die Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz und seine Verwendung durch den genialen v. Gräfe der Ophthalmologie eine ganz neue Gestalt, und Freund Horner erhob sie auch in unserem Lande vom Aschenbrödel zur ebenbürtigen Schwester der übrigen medizinischen Disciplinen.

Eine Reihe kleinerer Arbeiten über verschiedene medizinische Gegenstände hat W. theils der ärztlichen Kantonalgesellschaft, theils dem ärztlichen Verein des zürcherischen Oberlandes, dessen langjähriger Präsident er war, gewidmet. Hieher gehören auch die Nekrologe der Kollegen Billeter in Greifensee und Sallenbach in Uster.

An den öffentlichen Angelegenheiten betheiligte sich W. seit den Erfahrungen der dreissiger und vierziger Jahre so wenig als möglich. Nachdem aber mancherlei eigenes und fremdes Unglück ihn immer mehr auf die Tröstungen eines ungeheuchelten Christenthums hingewiesen hatte, konnte er es nicht verwinden, dass nach seines Vaters Tode das Pfarramt in Uster einem ultrafreisinnigen Geistlichen übertragen werden sollte. Umsonst bemühte er sich, diese Wahl zu verhindern und musste in Folge dessen noch manchen Aerger erleben, was ihn jedoch

nicht zum Wanken in seiner Ueberzeugung brachte. Erholung und Zerstreung suchte W. einzig im trauten Familienkreise. Besondere Freude gewährte ihm anno 1852—54 die Erstellung eines eigenen Hauses mit Garten. Den Letztern pflegte er theilweise eigenhändig und verband damit, dem Beispiele seines Grossvaters Esslinger folgend, eine Geflügelzucht, wobei Hühner, Tauben, Kanarienvögel und Papageien gehegt wurden. Die so erworbenen Spezialkenntnisse gaben den Anlass, dass W. bei ornithologischen Ausstellungen als Preisrichter berufen wurde. Auch der Thierschutzverein zählte ihn früher zu seinen Mitgliedern.

Als W. nicht allein durch Krankheit immer mehr an der Ausübung seines Berufes gehindert wurde, sondern auch eine neue Generation von Kollegen und neue medizinische Lehren auftauchen sah, fiel es ihm bei dem vorgerückten Alter schwer, sich dieser veränderten Umgebung anzupassen. Er sehnte sich nach Ruhe und fand dieselbe auch, indem er, wenn gleich mit schwerem Herzen, sein freundliches Besitzthum in Uster veräusserte, und nach Unterstrass bei Zürich übersiedelte. Hier konnte er noch die von seinem Vater begonnene Bearbeitung der Werdmüller'schen Familiengeschichte vollenden, und im Kreise seiner Kinder und Enkel eine relative Behaglichkeit geniessen, freilich nicht ohne öftere Rückfälle eines äusserst beschwerlichen Blasenleidens. Die Kräfte des Geistes und Körpers nahmen allmähig ab. Im Herbst des Jahres 1885 erfolgte dann plötzlich eine heftige Gehirnkrankung, wesshalb der Leidende in die Irrenheilanstalt Burghölzli versetzt werden musste. Wenn nun auch die psychische Aufregung sich allmähig beschwichtigen liess, so kehrte doch das Bewusstsein nur unvollkommen

wieder, und am 18. Mai 1886 machte der Tod dem traurigen Hinwelken ein Ende.

Werdmüller war eine edel angelegte Natur. Er rühmte sich seiner aristokratischen Abkunft, schwärmte in seiner Jugend für ritterliche Künste und frohe Geselligkeit, hatte aber immer einen Abscheu vor allem Gemeinen und Unsittlichen im öffentlichen und Privatleben. Desshalb mied er die gewöhnliche Wirthshausgesellschaft und suchte sich mit Sorgfalt seine Freunde aus, aber als Arzt war er kein Aristokrat in der landläufigen Auffassung des Wortes, sondern gab seiner oft geschmähten religiösen Ueberzeugung im Sinne von Matthäus 25, 40 Ausdruck, * woran uns Herr Pfarrer Pestalozzi in seiner Leichenrede treffend erinnert hat.

* *Et respondens rex dicit eis: Quatenus id fecistis uni ex istis fratribus meis mihi, nimis, mihi fecistis.*

Zentralbibliothek Zürich



ZM01271401